

Rezension von: Hirschmann, Irena: *Vergleich der Silbenstrukturen und der Akzentuierung der deutschen Standardsprache und der tschechischen Schriftsprache*. Regensburg: S. Roderer Verlag 1994. (= Theorie und Forschung; 297: Sprachwissenschaft; 4). 206 S.

In dieser Arbeit, einer Münchner Dissertation von 1994, möchte die Verfasserin die Silbenstrukturen der deutschen Standardsprache und der tschechischen Schriftsprache kontrastiv darstellen und Zusammenhänge zwischen Silbenstruktur und Akzentuierung nachweisen, nicht zuletzt in Hinblick auf die Lernsituation im Zeitspracherwerb. Die Beschreibung des Silbenbaus geschieht mit Hilfe der CV-Phonologie und der CS-Skala und den damit in Zusammenhang stehenden Präferenzgesetzen. Die Autorin stellt sprachspezifische phonologische Regularitäten dar und meint, daß die so kontrastiv gewonnenen Ergebnisse beim Zweispracherwerb „den Lernerfolg und das Verständnis für die jeweils andere Sprache wesentlich verbessern“ (S. 11), wenn nämlich gezielt die von der Muttersprache abweichenden lautlichen Faktoren bestimmt werden. Für das Deutsche liegen bereits ähnliche Untersuchungen vor. Zum Tschechischen jedoch gibt es bisher keine ausführliche Bearbeitung von Silben- und Akzentstruktur unter Berücksichtigung möglicher Interrelationen. Neu ist neben der äußerst detailliert durchgeführten Analyse der tschechischen Silbe in Relation zum Akzent auf der Grundlage eines selbst erstellten Datenkorpus auch die Überarbeitung der bislang fehlerhaften Interpretation der tschechischen Akzentzuweisung. Die Verfasserin argumentiert, daß statt der Akzentuierung auf der ersten Silbe eines Wortes, wie es in den Grammatiken zur tschechischen Sprache bisher angenommen wird, im Tschechischen eine quantitätssensitive Regel wirksam ist.

Der vorliegende Band ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil führt die Autorin einige generelle theoretische Bemerkungen und Erläuterungen zur Transkriptionsweise an und formuliert Aufgabenstellung und Ziele. In Teil II stellt sie detailliert den theoretischen Hintergrund zur Silbe dar. Sie geht auf die Problematik der Nebensilben ein und führt Silbenstrukturvereinfachungen in der gesprochenen Sprache (S. 23) und im Sprachkontakt (S. 35) an, wie sie auch beim Erstspracherwerb auftreten (Elsen 1991). I. H. setzt eine Einordnung der deutschen Sprachlaute nach Stärkeklassen an, in der /h/ und [ʔ] in einer eigenen Gruppe zwischen Halbvokalen und Liquiden plaziert ist. Die CS-Skala für das

Tschechische weicht im Wesentlichen nur in einem Punkt davon ab. Und zwar bilden /h, v, ě/ (bei letzterem handelt es sich um den stimmhaften alveolaren Vibranten) eine Klassen zwischen Nasalen und Frikativen aufgrund besonderer phonotaktischer Eigenschaften. Weiterhin wird die Füllung der deutschen Silbe äußerst detailliert behandelt. Schließlich spricht die Verfasserin einige Regularitäten der deutschen Akzentzuweisung anhand tschechischer Lehnwörter an.

Der dritte Teil der Arbeit beschäftigt sich zunächst, wieder sehr ausführlich, mit der Silbenstruktur der tschechischen Schriftsprache und stellt sie den Ergebnissen aus Teil II gegenüber. Es folgen Zusammenfassungen und eine komprimierte kontrastive Darstellung der Vorkommensbeschränkungen von Phonemfolgen und resonantischer Nuklei sowie die Sprachspezifik der CS-Skalen und Konsonanteninventare. Systemlücken in der silbeninitialen Konsonantenabfolge beider Sprachen werden ausführlich aufgelistet. Anschließend beschreibt die Autorin Akzentregularitäten des Tschechischen in Relation zur Silbenstruktur anhand eines überwiegend selbst erstellten Korpus mehrsilbiger Wörter. Sie möchte damit die bisher vertretene Ansicht widerlegen, das Tschechische betone auf der ersten Silbe bzw. vom Initialakzent abweichende Akzentuierung geschähe in Abhängigkeit von Sprechtempo und Grad der Emotionalität (S. 173). Denn laut I. H. richtet sich die Plazierung des Hauptakzentes eines Simplex wie im Deutschen nach der Silbenstruktur. Weiterhin widmet die Verfasserin einige Seiten den Problemen, die beim Erwerb des Deutschen bzw. Tschechischen als jeweilige Zweitsprache auftreten. In den „Schlußgedanken“ sind noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammengefaßt.

Die vorliegende Untersuchung, deren Aufbau noch weiter hätte systematisiert werden können, läßt deutliche Unterschiede zwischen den phonologischen Systemen beider Sprachen erkennen. Abgesehen von verschiedenen Phonembeständen, die leider nicht eindeutig aufgelistet sind (die Autorin entscheidet sich nicht für ein dieser Arbeit zugrunde liegendes tschechisches Lautsystem, sondern führt zwei voneinander abweichende Konsonantenbestände und Vokale aus drei verschiedenen, teilweise phonetisch orientierten Literaturquellen im Anhang an), ergeben sich verschiedene Akzentregularitäten wie auch qualitative und quantitative Unterschiede für die Füllung der Silbenränder.

- Gemäß Vennemanns (1991) Silbenschnittkorrelationen setzt die Autorin für das Deutsche leichte und schwere, für das Tschechische darüber hinaus auch überschwere Silben an. Deutsche leichte Silben sind Vollsilben, die offen, monophthongisch und sanft geschnitten sind. Schwere Silben sind Vollsilben, die geschlossen, diphthongisch oder scharf geschnitten sind (S. 67). Die tschechische Silbe ist leicht, wenn sie offen ist und sich ein Kurzvokal oder eine Liquida im Nukleus befindet. Schwere Silben sind mit einem Konsonanten geschlossen oder weisen einen zweimorigen Nukleus auf. Bei überschweren Silben ist der Nukleus mit zwei Moren verbunden und der Endrand besetzt (S. 162).

- In der deutschen Silbe könne maximal drei Anfangsrand- und vier Endrandpositionen besetzt werden. Im Tschechischen sind maximal vier Anfangsrand- und drei Endrandkonsonanten möglich. Wir haben es also im Tschechischen mit einer kopflastigen Struktur zu tun „gegenüber der Kodalastigkeit ... in Silben der deutschen Standardsprache“ (S. 199).
- Im Deutschen gibt es einstellige Präpendizes, im Tschechischen ein- und zweistellige. Diese können im Gegensatz zum Deutschen auch stimmhaft sein und Phoneme aller konsonantischen CS-Klassen enthalten.
- Ähnlich wie im Deutschen, das selten mehr als zweistellige Suppendizes aufweist, können im Tschechischen die silbenfinalen Appendizes ein- oder zweistellig sein. Allerdings sind hier wortmedial stimmhafte Füllungen möglich.
- Bedingt durch eine geringere Zahl von Systemlücken und anderen strukturellen Einschränkungen sind die Konsonantenfolgen der tschechischen Silbenränder vielfältiger.
- Im Tschechischen sind im Gegensatz zum Deutschen Silben mit einer Liquida im Nukleus betonbar und nicht durch Silben mit Schwa zu ersetzen.
- Im Tschechischen können Langvokale unbetont bleiben. Im Deutschen hingegen sind sie stets betont, was sich auf den Stellenwert der Vokalquantität innerhalb des Systems auswirkt. Dieser Punkt wird in der Arbeit jedoch nur gelegentlich angerissen (z. B. S. 88, 191). Konsequenzen für die Darstellung auf der CV-Schicht bleiben aus.
- Die Auslautverhärtung betrifft im Deutschen alle silbenfinalen Obstruenten. Im Tschechischen ist sie nur am Wortende wirksam, was zu stimmhafter Füllung wortmedialer Silbenendränder und damit größerer Variationsbreite bei den möglichen Konsonantenverbindungen führt.
- Die Akzentzuweisung im Deutschen geschieht vom Wortende her, im Tschechischen vom Wortanfang, jeweils in Abhängigkeit von der Silbenstruktur.
- Die tschechische Ultima bleibt stets unbetont. Ihr Gewicht ist für die Platzierung des Akzents ohne Belang (eine logische Konsequenz aus der Initialakzentuierung). „Eine schwere Silbe läßt den Akzent nicht durch, wenn eine leichte Silbe ihr folgt (analog: eine überschwere läßt den Akzent nicht durch, wenn eine schwere oder leichte Silbe folgt). Der Akzent kann sich in den ersten drei Silben des phonologischen Wortes verteilen, wenn er nicht durch die oben dargelegten Bedingungen eingeschränkt ist“ (S. 201 und vgl. S. 182). Vor allem der letzte Punkt weist auf einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Sprachen hin. Im Deutschen kann nur eine Silbe pro Simplex betont werden (gemeint ist der Hauptakzent), im Tschechischen jedoch unter Umständen mehrere.

Diese Regeln zum tschechischen Akzent, deren detaillierte Ausarbeitung für die Zukunft zu erhoffen ist, sind hier zum ersten Mal formuliert und stellen das wichtigste Ergebnis der Untersuchung dar.

Die Lektüre der Arbeit wird hin und wieder durch inhaltliche und formelle Inkonsistenzen erschwert. Das Literaturverzeichnis ist nicht vollständig. Unklare oder idiolektale Formulierungen (z. B. S. 14, 72, 76, 197, 201), nicht schlüssige Argumentation oder Sprünge (Kap. 3.6.1, 191) und häufiges Wiederholen gegen Ende des Buches irritieren. Vor allem in der zweiten Hälfte des Bandes unterbrechen recht häufig zum Teil lange tschechische Passagen den Text, die zumindest teilweise besser als Fußnote oder nur als Übersetzung erschienen wären. Nicht systematisch wiedergegeben sind die Diphthonge im CV-Schema (meist mit  $V_1V_2$ , manchmal auch als  $Nu$  (S. 79)) oder der palatale Halbvokal. Er erscheint teils als /j/ (z. B. S. 118, 122, 139, 168), als /i/ (z. B. S. 92, 124, 158) oder /i/ (z. B. S. 130, 180). Bei Letzterem handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Versehen. Bei den ersten beiden Repräsentationen ist zu überlegen, inwiefern wir es hier mit allophonischen Vertretern ähnlich dem Deutschen zu tun haben. Entsprechende Passagen auf S. 124 und 139 weisen allerdings auf einen einzigen Laut und zwei Schreibweisen hin. Das Verständnis wird zusätzlich dadurch erschwert, daß die Angabe des zur Diskussion stehenden tschechischen Phonembestandes fehlt. Der Text (und die mit „Phoneminventar“ (S. 75) bezeichneten Anhänge) läßt die Vermutung aufkommen, bei [ɣ], [ř°] (stimmloser alveolarer Vibrant), ja sogar [ʀ] handle es sich um Phoneme. Bei der Besprechung dieser Laute aber zeigt sich ihr Status als Allophone (S. 28 f., 138). Ähnlich gelagert ist die Diskussion zum fallenden Diphthong [ie], der nur als Variante zu /e/ nach nichtpalatalen Konsonanten auftritt (S. 46), aber zum Anlaß genommen wird, das CV-Schema um  $V_{-2}V_1$  (zu  $V_1V_2$  für steigende Diphthonge) als Nukleus zu erweitern (S. 47). Die Trennung zwischen phonetischer und phonologischer Ebene ist häufiger nicht ganz deutlich, sei es, daß Aussprachevarianten und Nichtsprachlaute phonologisch dargestellt werden (S. 14, 25, 28, 50, 80, 133 ff., 138, 149), daß oft nicht klar wird, was Allophone und was Phoneme sind wie im Fall von [x, h, ɣ] (S. 29), oder daß einfach beide Ebenen gleichgestellt werden wie bei der Behandlung resonantischer Nuklei (S. 49 f., 106, 157). Im Tschechischen sind, wie erwähnt, Silben mit einer Liquida in Nukleus betonbar. Sie sind auf der phonologischen Ebene anzusiedeln. Im Deutschen handelt es sich bei resonantischen Nuklei nach verbreiteter Lehrmeinung um Aussprachevarianten (abgesehen von Nuklei in z. B. *brrr*, *mmmh*), was in der Arbeit allerdings nicht angesprochen wird. Hier wie auch an anderer Stelle wären einige Bemerkungen zum Verhältnis von phonologischem und phonetischem System wünschenswert gewesen.

Probleme bei der Rezeption des Textes entstehen weiterhin durch die inkonsequente Behandlung der Affrikaten als zweite Laute, repräsentiert mit zwei C-Positionen (z. B. S. 42, 45, 60 ff., 94 ff., 111 ff.) und der grundsätzlich für diese Arbeit angenommenen Verbindung der Affrikaten mit einer C-Stelle (S. 51, auch 42, 63, 66). Darüber hinaus werden sie teilweise eingeordnet in einer Gruppe mit den Frikativen (S. 25). Auch bei der Darstellung vokalischer Gelenke (S. 19, 49, 98) entscheidet sich die Autorin nicht für eine Position.

Weiterhin ist die durchaus korrekte Beobachtung zu finden, „Silben- und Morphemgrenzen fallen nicht immer zusammen“ (S. 16), was sowohl für das Deutsche wie auch für das Tschechische mit Beispielen belegt wird. Dann aber möchte die Autorin eine in der Literatur fehlerhafte Silbengrenze neu positioniert wissen mit der Begründung, die Morphemgrenze verlaufe an der gleichen Stelle wie die alternativ gesehene Silbengrenze. „Daß diese Annahme in dem Beispiel *dvakrát* ‘zweimal’ nicht stimmt [gemeint ist die Lage der Silbengrenze zwischen /k/ und /r/], hätte schon deswegen deutlich sein müssen, da die Morphemgrenze auch folgendermaßen verläuft: /dva.kra:t (dva‘zwei’, krát‘mal)’“ (S. 161). Trotzdem ist die kritische Auseinandersetzung mit älteren Arbeiten zu begrüßen, auch wenn an anderer Stelle etwas mehr Distanz und eigene Schlußfolgerungen wünschenswert gewesen wären (S. 62, 108, 114/196 (vgl. Wiese 1988: 29), 163, 185) sowie die Begründung für manche Behauptung und Entscheidung. Warum z. B. wurden in der Übersicht 11 (S. 59) die stimmhaften Plosive nicht aufgenommen? Wie sieht die universelle CS-Skala aus (S. 188)? Irritierend wirken Fehler, wie z. B. die Verwechslung von *Pänultima* und *Antepänultima* (S. 187) oder die Einordnung der letzten drei Beispiele auf S. 40 (*du* etc.), die unter scharfem Schnitt aufgelistet sind, jedoch mit sanftem Schnitt gebildet werden. Auf S. 53 ist die Zahl der Elemente, die höchstens eine Silbe füllen können, für Silben mit Diphthong mit 7 angegeben, das Beispiel *streikst* weist jedoch 8 auf. Für Silben mit Monophthong gibt I. H. maximal 8 Positionen an, das Beispiel *strengst* wird aber nur mit 7 gebildet. Selbst, wenn die Beispiele vertauscht zu beziehen sind, wäre doch in beiden Fällen die Angabe einer Maximalbelastung von 8 Positionen (*Strumpfs*) angemessener gewesen. Weiterhin fehlen in der Übersicht 9 der deutschen Silbenstrukturen mit diphthongischem Nukleus (S. 45) die Muster  $C_{-1}V_1V_2C_1C_2C_3$  und  $C_{-2}C_{-1}V_1V_2C_1C_2C_3$  (*heulst*, *jaulst*, *kraulst*), was zu einer inkorrekten Verallgemeinerung (S. 101) führt. Ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Darstellung kann nicht ganz vermieden werden (vgl. auch z. B. *Saft* zu /s/, S. 56). Druckfehler (z. B. S. 30, 198) sind dagegen verzeihlich.

Die vorliegende Arbeit gibt einigen Anlaß zur Diskussion. Es erhebt sich beispielsweise die Frage, ob nur eine Auswahl aller möglichen Konsonantengruppen als repräsentativ für das Deutsche betrachtet werden sollen (vgl. Hall 1992: 69 f.), oder ob es notwendig ist, das Deutsche in Kern- und Randbereich, sowohl lexikalisch als auch phonotaktisch und lautlich, zu unterteilen. Die Auflistung der deutschen Konsonanten und ihrer Verbindungen ist nicht einheitlich. Auf S. 60 lesen wir *surfst* mit /f/ an zweiter Position von dreien im Endrand. Das mag ein Versehen sein, ebenso wie auf S. 42 *tratzst* mit sanftem Schnitt als ein Beispiel aus dem Standarddeutschen (hier gibt es kein standarddeutsches Beispiel). Wir finden *Cholesterin* mit /ç/, *Chassidim* mit /x/, aber keine Beispiele für /pfl-/ , /pfr-/ , /km-/ , /gm-/ . Andere deutsche Wörter, die als Beleg für bestimmte Konsonantenverbindungen in Anfangsrändern dienen, sind z. B. *mnemotechnisch* (S. 57), *Tmesis* (S. 153), *chthonisch* (S. 63), *Tschardasch* (S. 152),

*Chrisma* (/çr/, S. 156), *Chlamys* (/çl/, S. 1546; laut Wahrig (1986) mit /xl/), aber nirgends *Ptolemäus*, *Pschorr* (die Verfasserin berücksichtigt trotz gegenteiliger Behauptung durchaus Eigennamen: *Xaver*, *Xantipa* (S. 152)). Daß die Beispiele so aussprechbar sind, steht außer Zweifel und ist als Hinweis auf mögliche Konsonantenfolgen zu interpretieren. Aber handelt es sich dabei tatsächlich um 'Konsonantenverbindungen des Deutschen'? Außer bei /tʃ/, für das auch geläufigere Wörter wie *tschilpen* oder *tschechisch* zu finden sind, gibt es für /çl/, /çt/ und /tm/ sonst gar keinen, für /mn/ und /çr/ in Anfangsrändern nur weitere Belege aus einem bestenfalls als elitär zu bezeichnendem Wortschatzbereich, so daß wir es hier mit Lautgruppen aus der Peripherie des Deutschen zu tun haben (vgl. Wiese 1988: 59; /ui/ in Vennemann 1991: 87, Vater 1992: 117). Andere Beispiele dürften nicht bei jedem Sprecher wie hier angenommen realisiert werden. Es ist die Frage, inwiefern *Species* (S. 62, anders als *Spezi*?), *Stil* (S. 62, man teste *Baustil*) (beides mit Einschränkung), *Spray* (S. 64) mit initialem alveodentalem Frikativ im Sprachbewußtsein des deutschen Normalsprechers, nicht des Linguisten, verankert sind (vgl. Wiese 1988, 1991) und was die sehr häufige Aussprache mit palato-alveolarem Frikativ für Rückschlüsse auf CS-bedingte phonotaktische Regularitäten erlaubt. Zum Vergleich sei erwähnt, daß *Smog* nicht als [ʃmøk] erscheint und daß eine Verwechslung von *Slum* und *Schlamm* höchst unwahrscheinlich ist. Dies wäre sicherlich eine Diskussion, zumindest eine Anmerkung wert gewesen.

Ein weiterer erwähnenswerter Punkt ist die Korrelation von Vokallänge und Akzent und das Verhältnis zwischen prosodischer Struktur und Segment-Ebene. Für das Deutsche ergibt sich wegen der hier zugrunde gelegten Silbenschnittkorrelation phonetische Vokallänge. Gespanntheit gilt als irrelevant. Im Tschechischen jedoch ist die Länge der Vokale funktional. Die Autorin erwähnt selbst, daß „in der tschechischen Schriftsprache (...) die Vokallänge in der Silbe *nur eine distinktive Funktion*“ (S. 84) hat. Tschechische Langvokale tragen nicht immer den Wortakzent (S. 191). Außerdem werden sie gleichwertig mit Diphthongen zur Bestimmung des Silbengewichts im Tschechischen behandelt (S. 199). Wegen der hier zugrunde gelegten Silbenschnittkorrelationen kann die Markierung der Vokalquantität aus dem CV-Gerüst des Deutschen verschwinden, was dann aber auf das Tschechische übertragen wird. Das Tschechische jedoch unterscheidet gar nicht zwischen sanftem und scharfem Schnitt (S. 85 ff.). Die Verbindung von Vokal und Konsonant verhält sich phonotaktisch wie ein Langvokal oder Diphthong (vgl. S. 86 f., 162). Bleibt zu überlegen, wie das Verhältnis von Akzent und Vokallänge im Tschechischen zu interpretieren und zu markieren ist und inwiefern sich Sprachen mit unterschiedlichen Korrelationen, hier die Silbenschnitt- bzw. Intensitäts(= Längen)korrelation, wie vorgeschlagen vergleichen lassen (vgl. allerdings Vennemann 1994). Die vorgefundenen akzentuierungsrelevanten Definitionen des Silbengewichts basieren auf verschiedenen Eigenschaften – einmal auf der Art des Silbenschnitts, zum anderen auf Vokalquantität. Warum wird nicht ein Modell bevorzugt, das für beide Sprachen gleichermaßen

Ben phonotaktische Gesetzmäßigkeiten auf der Skelettschicht darstellt (vgl. die Diskussion zum Verhältnis von Länge, Akzent und Gespanntheit im Deutschen in Vater 1992) und Silbenschnitte als phonetische Korrelate betrachtet? Regularitäten zwischen Nukleusfüllung und Maximalbelastung, wie sie in akzentuierten deutschen Silben auftreten (bei Kurzvokal höchstens 7 Konsonanten (*Strumpfs*), also Gesamtbesetzung 8 Positionen, 7 Konsonanten bei Langvokal genauso unmöglich wie für Diphthong und vgl. Ramers 1992: 253 f.), werden jedenfalls bei einer Darstellung mit Hilfe von Silbenschnittkorrelationen nicht deutlich, genauso wenig wie eine Gemeinsamkeit zwischen der Maximalbelastung tschechischer und deutscher Silben: mehr als 8 Positionen sind nicht zu besetzen.

Nun ist aber trotz aller Schwächen nicht zu übersehen, wie gewissenhaft und genau die Verfasserin an die Untersuchung von Silben- und Akzentregularitäten herangeht und wie detailliert sie Strukturen auflistet und mit Beispielen dokumentiert. Äußerst erfreulich ist dabei die Erstellung des Korpus mehrsilbiger tschechischer Wörter, die die Autorin sich von sechs Muttersprachlern vorsprechen ließ. Für die Stimmtonverhältnisse von Konsonantfolgen in Silbenanfangsrändern kann sie dann auch eine neue Regel auf der Grundlage der CS formulieren. Laut I. H. ist nicht, wie in der Literatur zu sehen, der letzte Konsonant einer Folge ausschlaggebend (S. 125 f.). „In den Konsonantfolgen eines Silbenanfangsrandes entscheidet über das Merkmal der Stimmhaftigkeit oder Stimmlosigkeit der Konsonant mit der größten CS im Silbenanfangsrand der Rumpfsilbe“ (S. 126), mit gewissen Einschränkungen. Die Nukleusfüllung wirkt sich auf die Besetzung der Ränder aus (Kap. 3.5.1). Ganz offensichtlich ist auch das Problem der tschechischen Akzentverhältnisse bis dato in den Grammatiken und Forschungsarbeiten höchst unzufriedenstellend behandelt und das zugrunde liegende Datenmaterial unzuverlässig (S. 169, 173, 185). Neben der verbreiteten Lehrmeinung, das Tschechische betone immer auf der ersten Silbe eines Wortes (vgl. z. B. Spencer 1991: 42, 117), wurden hin und wieder Abweichungen bemerkt, die aber als „fehlerhaft“ abgetan (S. 160, 174, 183) oder ungenügend erklärt wurden (S. 173). I. H. stellt die Silbenstrukturen mit Hilfe des CV-Modells dar, und es ist ihr gelungen, in dieser empirisch fundierten Arbeit Belege für phonotaktische Beschränkungen durch die CS anzuführen und die Beziehung zwischen Silbenstruktur und Akzentplatzierung in tschechischen Mehrsilblern aufzudecken und in Regeln zu fassen. Die detailliert ausgearbeitete Liste der im Tschechischen möglichen Silbenstrukturen und Konsonantenverbindungen in Silbenrändern mit entsprechenden Beispielen dürfte außerdem für Lernende sehr hilfreich sein, genauso wie die Überlegungen zum Zweispracherwerb aus deutscher und tschechischer Perspektive am Schluß des Bandes. Insgesamt haben wir es hier mit einer gewinnbringenden Bearbeitung einer wenig beachteten Sprache zu tun. Sie wird hoffentlich einige Denkanstöße für weitere Studien liefern.

### Literaturnachweis

- Elsen, Hilke (1991): *Erstspracherwerb. Der Erwerb des deutschen Lautsystems*. Wiesbaden: DUV.
- Hall, Tracy Alan (1992): *Syllable Structure and Syllable-Related Processes in German*. Tübingen: Niemeyer.
- Ramers, Karl Heinz (1992): *Ambisilbische Konsonanten im Deutschen*. In: Peter Eisenberg/Karl Heinz Ramers/Heinz Vater (Hrsgg.): *Silbenphonologie des Deutschen*. Tübingen: Gunther Narr. S. 246–283.
- Spencer, Andrew (1991): *Morphological Theory*. Oxford: Blackwell.
- Vater, Heinz (1992): *Zum Silben-Nukleus im Deutschen*. In: Peter Eisenberg/Karl Heinz Ramers/Heinz Vater (Hrsg.): *Silbenphonologie des Deutschen*. Tübingen: Gunther Narr. S. 100–133.
- Vennemann, Theo (1991): *Skizze der deutschen Wortprosodie*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 10.1, S. 86–111.
- Vennemann, Theo (1994): *Universelle Nuklearphonologie mit epiphänomenaler Silbenstruktur*. In: Karl Heinz Ramers/Heinz Vater/Henning Wode (Hrsgg.): *Universale phonologische Strukturen und Prozesse*. Tübingen: Niemeyer, S. 7–54.
- Wahrig, Gerhard (1986): *Deutsches Wörterbuch*. Neuausgabe. München: Mosaik.
- Wiese, Richard (1988): *Silbische und lexikalische Phonologie. Studien zum Chinesischen und Deutschen*. Tübingen: Niemeyer 1988.
- Wiese, Richard (1991): *Was ist extrasilbisch im Deutschen und warum?* In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 10.1, S. 112–133.